

Warum es Schwule gibt

Warum gibt es Schwule? Das fragte sich nicht nur Joseph Ratzinger, sondern als Chef der Glaubenskongregation befand, die Homosexualität sei eine „objektive Störung im Aufbau der menschlichen Existenz“, weil sie der zweigeschlechtlichen „Natur“ des Menschen widerspreche. Auch für Evolutionsbiologen sind die etwa 1500 Arten, bei denen bislang gleichgeschlechtliches Sexualverhalten beobachtet wurde, ein Ärgernis: oder doch – was für die Wissenschaft auf das Gleiche hinausläuft – ein Paradoxon. Denn nach Charles Darwin überleben im Kampf ums Dasein nur jene Eigenschaften und Verhaltensweisen, die dem Individuum in einer bestimmten biologischen Nische Vorteile und möglichst viele Nachkommen verschaffen. Grob vereinfacht gesagt: Schwule bekommen keine Kinder. Wie können sie da ihre Gene weitergeben? Kühe, die sich bespringen; männliche Flughunde; die sich gegenseitig die erigierten Penisse lecken; weibliche Pinguine, die zusammen Küken aufziehen; männliche Tintenfische, die andere männliche Tintenfische begatten: Das alles scheint unter evolutionären Gesichtspunkten wie eine Verschwendung wertvoller Energie. Darwins unertrüchliche Lehre aber besagt, dass Individuen, die Energie verschwenden, dem Untergang geweiht sind und mit ihnen die Gene, die jenes verschwenderische Verhalten steuern.

Um es vorweg zu sagen: Schlüsse vom Verhalten von Tieren auf das Verhalten von Menschen, von Naturgesetzen auf menschliche Moralvorstellungen sind immer problematisch. Auch darum ist übrigens das sogenannte Naturrecht, auf das sich die katholische Morallehre bezieht, problematisch. „Naturbedingte“ Frauen angeblich nicht einparken und Männer nicht treu sein können, ist nicht einmal höherer Blödsinn; solche pseudowissenschaftlichen „Erklärungen“ beleuchten allenfalls, dass menschliche Vorurteile auch den Blick auf die Natur verzerren. So auch bei der Frage gleichgeschlechtlicher Sexualität: 1910 beobachtete der Zoologe George Murray Leitch bei einer Antarktisekspedition häufigen Sex zwischen männlichen Adelpingvinen. Jedoch veröffentlichte er darüber kein wissenschaftliches Papier, sondern ließ seine Beobachtungen als Privatdruck zirkulieren, als handele es sich um Pornografie. Und auch in unserer aufgeklärteren Zeit zerbrachen sich Forscher den Kopf über das tausendfache Auftauchen eines angeblichen Ausnahmeverhaltens, statt sich die Frage zu stellen, ob gleichgeschlechtliches Sexualverhalten nicht vielmehr eine Variante der Norm ist.

Bis die Doktorandin Julia D. Monk von der Eliteuniversität Yale, die nicht zufällig selbst bisexuell ist, sich mit einer Gruppe junger Forscher und Forscherinnen zusammensetzte, um eben dieser Frage nachzugehen. Alle waren „LGBTQ“-lesbisch, schwul, bisexuell, trans oder queer. Eine frühere Generation hätte sie als „perverse“ bezeichnet. Ihre Hypothese, die in der angesehenen Zeitschrift „Nature Ecology & Evolution“ veröffentlicht wurde, lautet: Die gemeinsamen Vorfahren der heutigen Tiere unterschieden nicht zwischen den Geschlechtern. Da es im Darwin'schen Sinn einen evolutionären Aufwand erfordert, Geschlechtsmerkmale und die Sinne zu ihrer Erkennung auszubilden, war es für diese Tiere einfacher, also evolutionär sinnvoll, möglichst viele andere Individuen zu begatten. Der „ob-

jektive Aufbau der Natur“, um mit Ratzinger zu sprechen, ist nicht bipolar, sondern polymorph pervers. Evolutionär erklärungsbedürftig ist nicht homosexuelles oder bisexuelles Verhalten, sondern exklusive Heterosexualität.

Schon lange haben Biologen festgestellt, dass Tiere viel mehr Zeit mit Sex zubringen, als „objektiv“ zur Erzeugung von Nachwuchs nötig wäre. Vermutlich weil es ihnen Spaß macht und weil die dabei verschwendete Energie im Verhältnis zum Lustgewinn nicht ins Gewicht fällt. Asketen haben keinen evolutionären Vorteil. So entfällt der evolutionäre Druck, der auch gleichgeschlechtliches Sexualverhalten ausgemerzt hätte. Homosexualität ist wie Bi- und Heterosexualität nur eine mögliche Ausprägung des breiten Spektrums sexueller Normalität.

Wie es der Zufall will, fällt die Formulierung dieser Hypothese zusammen mit dem Nachweis, dass es bei Menschen kein „Schwulen-Gen“ gibt. 1993 glaubten Forscher, im menschlichen Genom die Stelle Xq28 als Marker für Homosexualität identifiziert zu haben. Jedoch fand eine groß angelegte Studie in Großbritannien und den USA keinen Zusammenhang zwischen homosexuellem Verhalten und Variationen bei den Geschlechtsgenen. Dies verwundert nicht, da unsere Sexualität wie unsere Intelligenz Ergebnis des Zusammenspiels von Hunderten, wenn nicht Tausenden von Genen ist. Die Kombinationen, die am ehesten mit homosexuellem Verhalten einhergehen, verwiesen auch auf Charaktereigenschaften wie Offenheit für neue Erfahrungen.

Die Studie fand auch heraus, dass die genetischen Marker für Homosexualität bei Männern und Frauen oft verschieden sind. Auch das ist kompatibel mit der Hypothese von Julia D. Monk und ihrem Team, die vor allem den uneindeutigen Charakter männlicher Sexualität erklärt. Unsere Sexualität wird aber nicht nur durch genetische, sondern auch durch soziale Faktoren bestimmt. Und auch unser Forstungsverhalten ist ein Produkt vieler Faktoren, darunter soziale. Wahrscheinlich konnte erst die weitgehende Akzeptanz der oft verspotteten Gender-Theorie, die den üblichen Vorstellungen typisch männlicher oder weiblicher Verhaltensweisen eine Absage erteilt, eine Atmosphäre schaffen, in der ein vermeintliches Paradoxon der Evolutionstheorie sich in Luft auflösen konnte.

Wie ja die Evolutionstheorie selbst nicht zufällig in England entstand, der ersten modernen Marktwirtschaft, in der die Konkurrenz zwischen individuellen Produzenten und Produkten und die produktive Zerstörung zum Motor der Entwicklung wurden. Nicht zufällig wurde Darwins Theorie von den Nationalsozialisten missverstanden und vom Kommunisten Josef Stalin abgelehnt.

Es ist sicher auch kein Zufall, dass die Theorie des Urknalls, die Albert Einstein zunächst wegen deren Nähe zu religiösen Schöpfungsvorstellungen ablehnte, von einem katholischen Priester entwickelt wurde. Die Kirche hat übrigens den Urknall schon 1951, 20 Jahre nach der ersten Publikation durch Georges Lemaitre, als Fakt akzeptiert, die Evolutionstheorie erst 1996, fast 150 Jahre nach Darwins „Ursprung der Arten“.

Greta Thunbergs „Follow the Science“ ist ja richtig, aber die Naturwissenschaften folgen auch der Kultur. Manchmal hinken unsere Vorstellungen den Erkenntnissen der Wissenschaft hinterher; manchmal aber enthalten Ideen, die als unseriös verspottet werden, den Schlüssel zum tieferen Verständnis der Natur, zu der wir ja selbst gehören.



ALAN POSENER

Welt, 09.01.2020

Gleichgeschlechtlicher Sex galt Evolutionsbiologen lange als verschwundene Energie. Neueste Forschung zeigt genau das Gegenteil: Kann es sein, dass Homosexualität den entscheidenden Vorteil bringt?